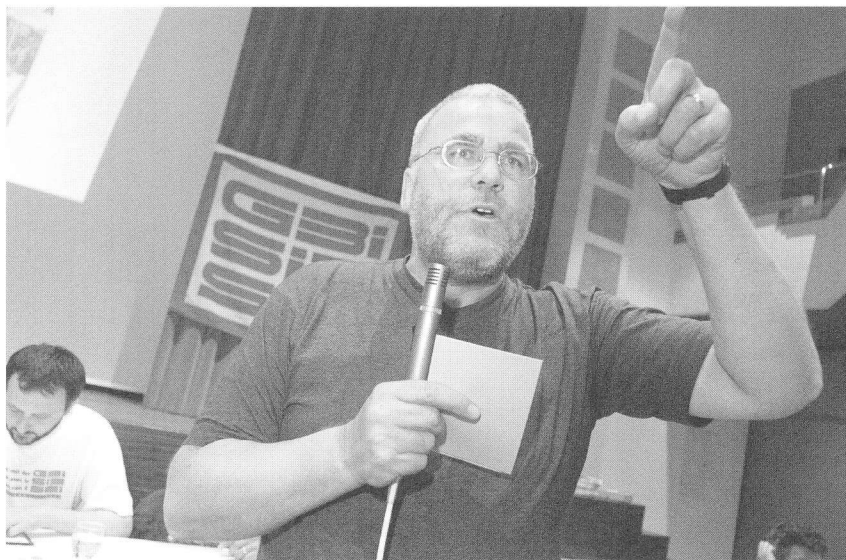


## Klassenkampf in Land der Katholisch-Konservativen

BRUNO BOLLINGER\* | «Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen, so geht das nicht!» Der kolossale Mann, der da am GBH-Kongress vom Oktober 1991 in Genf in markigen Tönen zu seinen Kollegen sprach, entsprach eher dem Bild eines konservativen Gewerkschaftsfunktionärs als dem eines linken Aktivisten. Aber schon bald rieb ich mir die Augen und war erstaunt ob den kritischen Tönen des stämmigen Kollegen am Rednerpult: «Also ich habe heute einen Tag, an dem Weihnachten und Erster Mai zusammenfallen, weil der Kongress der Fusion mit der GTCP zugestimmt hat. Ich habe mich so gefreut! Aber das, was ich in der letzten halben Stunde hier gehört habe, da glaubte ich zuerst, ich hätte mich verhöhrt. Ich denke, etwas wurde hier nicht begriffen in diesem Saal. Es geht nicht um Quoten für Männer, seien es Welsche oder Portugiesen und so weiter. Es geht um Quoten für Frauen. Das ist etwas Grundsätzliches, und wenn wir dieses Grundsätzliche in unserer Gewerkschaft nicht begreifen, dann haben wir das Wesentliche des 14. Juni nicht begriffen. Bitte stimmt dieser Quotenregelung zu! Danke.» So lernte ich Ueli Stoffer kennen: als geradlinigen und überzeugten Redner, der auch andere überzeugen kann – so wie an diesem Kongress die GBH-Delegierten von einer Quotenregelung für Frauen.



Mit seinen beinahe zwei Metern Körpergrösse, einer unüberhörbaren Stimme und seinem markanten Rheintaler Akzent ist Ueli Stoffer eine auffällige Erscheinung. Mit oder ohne Mikrofon in der Hand erweist er sich als rhetorisches Naturtalent. Oft tritt er auf, als ginge es um nichts weniger als die entscheidende aller Fragen. Er spricht nicht in

Phrasen, sondern macht glasklare Aussagen, die fast immer spontanes Kopfnicken auslösen. Ueli versteht es instinktiv, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Für alle, die wie er immer schon gegen die Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung angekämpft hatten, bedeutete die GBI-Fusion tatsächlich «Weihnachten und Erster Mai zugleich».

Die Geschichte, die Ueli Stoffer zu einem in der ganzen Ostschweiz bekannten Gewerkschafter gemacht hat, reicht bis in die sechziger Jahre zurück. Durch all die Jahre hindurch ist sich Ueli Stoffer treu geblieben. Sein kämpferisches Naturell, seine klare, unzweideutige Sprache, sein unerschrockenes Auftreten und sein Mut, die Dinge beim Namen zu nennen, waren ihm von Anfang an eigen. Bei vielen wichtigen Auseinandersetzungen, die sich in den letzten dreissig Jahren in dieser Region ereigneten, war er als prägende Figur dabei. Bei allem ist er aber stets bescheiden geblieben. Der grosse Auftritt ist ihm abhold, Personenkult kann er nicht ausstehen. Und so beeindruckend seine Erscheinung auch sein mag – im Innern ist er ein höchst sensibler Mensch.

### Als Arbeitersohn in der Offiziersschule

Ueli Stoffer wurde 1944 in Zürich als Kind einer Arbeiterfamilie geboren. Nach der Scheidung heiratete die Mutter einen Landwirt aus St. Margrethen. Man zog ins St. Galler Rheintal, und Ueli wuchs auf dem Bauernhof auf. In jungen Jahren war er kein politischer Mensch. Erst die Bekanntschaft mit Esther Leu und vor allem mit deren Vater, dem SBHV-Sekretär und SP-Gemeinderat

*Rhetorisches Naturtalent* | Ueli Stoffer an einer Mitgliederversammlung in Rorschach (2001).

Ernst Leu, sowie die Konflikte, die er am Arbeitsplatz erlebte, schärften seinen Blick für politische Zusammenhänge.

Ueli Stoffer und Esther Leu lernten sich in der Jungen Kirche kennen. Sie bot zu jener Zeit im Rheintal die beste Möglichkeit für den abendlichen Ausgang. Im Hause Leu erlebte Ueli viele politische Diskussionen. Ernst Leu stellte für ihn eine Offenbarung dar: «Er war der erste Mensch in meinem Leben, der einen politischen Horizont hatte.» Im Hause Leu machte Ueli eine regelrechte politische Schulung durch. Esther erinnert sich, dass ihr späterer Mann die politischen Debatten «wie ein Schwamm» in sich aufzog.

Anfang der sechziger Jahre lernte Ueli Stoffer Feinmechaniker in Max Schmidheiny's Optikfirma Wild AG Heerbrugg. 1964 trat er dem SMUV und der SP bei. 1966 folgte die Heirat mit Esther Leu. Nach der Lehre wechselte er zur Züllig AG, einem Messtechnikbetrieb in Rheineck, wo er 1967 in den ersten Arbeitskonflikt geriet. Das kam so: Weil in einer Abteilung mit vielen schädlichen Immissionen eine Absaugvorrichtung fehlte, war einiger Unmut entstanden. Die betroffenen Mitarbeiter reklamierten beim Chef. Auch die Suva verlangte eine Behebung der Mängel. Doch der Betriebsinhaber stellte sich taub und kündigte einem Maler, der zu laut protestiert hatte. Auf Stoffers Betreiben intervenierte nun die Gewerkschaft



SMUV beim Einigungsamt. Die Behörde zeigte aber wenig Lust, sich um den schwelenden Streit zu kümmern. Daher griffen die Arbeiter zur Selbsthilfe. «Am nächsten Tag haben wir einfach nicht gearbeitet», erzählt Ueli. Der Chef musste schliesslich nachgeben und die Entlassung des Malers zurücknehmen. Wenig später hatte dafür Ueli Stoffer den blauen Brief in der Hand.

Warum ging er als junger Familienvater überhaupt ein solches Risiko ein? «Ich kann Ungerechtigkeiten schlecht ertragen», lautet heute seine Begründung. Das ist einer seiner fundamentalen Charakterzüge: Selbst persönliche Nachteile können ihn nicht davon abhalten, das einmal als richtig Erkannte auch in die Tat umzusetzen. Dem Firmenchef spielte er später noch einen Streich: Mit Gleichgesinnten zog er nachts vor dessen Haus und stimmte dort lautstark die «Internationale» an.

Danach suchte er wieder eine Stelle bei Wild Heerbrugg. Der Personalchef beschied ihm, er wisse schon, weshalb er arbeitslos sei, und bot ihm eine Stelle mit einem mageren Stundenlohn von Fr. 5.15 an. Mehr gebe es nicht, er solle froh sein, dass er wieder bei Wild arbeiten dürfe. Das war ein karger Lohn, der kaum zum Leben reichte. Nach Abzug der Fixkosten und der Ausgaben für die Kinder blieben nicht mehr als 20 Franken pro Woche. Dennoch fühlte sich Ueli nicht entmutigt: «In der Schweiz geht man nicht unter, auch wenn man entlassen wird und schmal durch muss.»

*Arbeiterkinder unter sich* | Der junge Ueli Stoffer (hinten) zusammen mit dem ehemaligen SBHV-Sektionssekretär August Brassel (Mitte) und SP-Bundesrat Willi Ritschard (1981).

Während dieser Zeit absolvierte Ueli Stoffer die Rekruten- und Unteroffiziersschule. Später brachte er es bis zum Oberleutnant. Der Schwiegervater unterstützte ihn dabei. Auch Arbeiter sollten im Militär Karriere machen, so dessen Überzeugung nach der Erfahrung des Generalstreiks. So kam es, dass Ueli Stoffer im Mai 68, als die halbe Welt in Aufruhr war, die Offiziersschule in Zürich besuchte. Ganz abseits der Studentenrevolten blieb er jedoch trotz Uniform nicht. Am 1. Mai hängte er zusammen mit Kameraden die rote Schiessfahne aus dem Kasernenfenster. Der Schulkommandant tadelte sie deswegen und meinte, sie hätten zumindest die rot-weisse Schiessfahne verwenden können. Weiter passierte nichts. Die Offiziere seien damals echt verunsichert gewesen, erinnert sich Ueli. Natürlich gab es im Militär immer wieder heftige Diskussionen. Da er der einzige Arbeiter in der Offiziersschule war, musste er lernen sich durchzusetzen. Im Übrigen standen für ihn nicht die Ereignisse des Mai 68 sondern familiäre Sorgen im Vordergrund. Sie mussten schauen, dass sie über die Runden kamen. «Achtundsechzig» sei für ihn «eher etwas Theoretisches» gewesen, erinnert er sich. Er habe die Ereignisse nicht so erlebt, wie sie später in den Büchern dargestellt wurden. Kontakte zwischen Studierenden und Arbeitenden habe es kaum gegeben.

In der Industrie fühlte sich Ueli Stoffer nicht wohl. Darum zog er einen Berufswechsel in Betracht. Gerne hätte er eine Fernmeldestelle auf dem Säntis angetreten. Er bewarb sich sogar bei der Stadtpolizei St. Gallen – um der Offiziersschule zu entinnen. Ein Kibbuz in Israel war ebenfalls eine Option. Dieser Plan zerschlug sich aber, da kein Kibbuz bereit war, die junge Familie mit einem behinderten Sohn aufzunehmen.

### **Gewerkschaftsaufbau auf hartem Pflaster**

Der plötzliche Tod des Schwiegervaters Ernst Leu 1970 brachte eine entscheidende Wende in Ueli Stoffers Leben: Die GBH suchte einen neuen Sekretär. Ueli zögerte zuerst. Er verglich sich mit dem dominanten Ernst Leu und dachte deshalb, er selbst wäre diesem Job nicht gewachsen – schliesslich reizte ihn die Herausforderung dann doch zu sehr. Als SMUV-Vertrauensmann, als aktiver Werber und als Kassier des lokalen Gewerkschaftsbunds war er in Gewerkschaftskreisen kein Unbekannter. Der spätere GBH-Zentralsekretär Peter Nabholz, der nach Ernst Leus Tod die Sektion betreute, war glücklich, dass sich der junge Stoffer für die Funktion zur Verfügung stellte.

So wurde Ueli Stoffer noch im selben Jahr zum Sektionssekretär des damaligen Schweizerischen Bau- und Holzarbeiterverbandes SBHV gewählt. Das war eine gute Entscheidung, wie sich bald herausstellte. Noch heute erinnert er sich gut an seine erste Vorstandssitzung, an der er zum ersten Mal mit gewerkschaftlich aktiven Bauarbeitern in Kontakt kam. Sie waren weltoffener, toleranter und kämpferischer als die Fabrikarbeiter. Er lernte die alten, deutschen Arbeiter kennen und die Italiener, die aus politischen Gründen in die Schweiz gekommen waren. Ihre Lebensweise, ihre starke Ausstrahlung, ihr solidarischer Umgang miteinander und der kollektive Geist auf dem Bau eröffneten ihm eine völlig neue Gewerkschaftswelt. Die Teamarbeit liess unter den Arbeitern ein Wir-Gefühl entstehen, das er in der Fabrik nie erlebt hatte. «Die Fabrik», so schien es ihm, «ist im Vergleich zur Freiheit auf dem Bau wie ein Gefängnis».

Peter Nabholz führte den neuen Sekretär in die Arbeit ein. Im SBHV gab es damals ein geflügeltes Wort: Man werfe die neuen Sekretäre nur ins kalte Wasser, so lernen sie schon von selbst schwimmen. Ueli lernte rasch. Als erstes

*«Ich kann Ungerechtigkeiten schlecht ertragen.»*

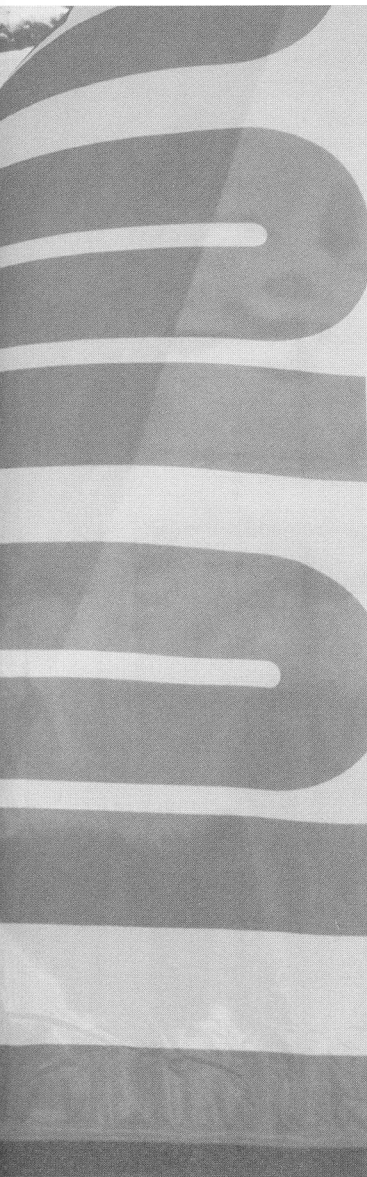
musste er den Führerausweis schaffen, um die weit herum verstreuten Baustellen und Betriebe besuchen zu können. Die Arbeit in der Sektion gefiel ihm von Anfang an gut. Er befolgte dabei das Prinzip der Hilfe zur Selbsthilfe. Einem Maurer, der bei ihm im Büro erschien und eine Hand voll Lohnstreifen aus dem Hosensack nahm, gab er einen Leimstift und sagte, er solle zuerst die Lohnstreifen chronologisch auf eine Zeitungsseite kleben, dann könne er wieder kommen.

Die Abwicklung der Krankenkassenadministration sowie die Mitglieder- und Finanzverwaltung waren damals umständlich und arbeitsintensiv. Die Jahresberichte wurden auf der Schreibmaschine verfasst und von Hand mit dem Umdrucker vervielfältigt. Der junge Sektionssekretär kämpfte sich alleine durch, bis es dann doch zu viel wurde. So begann seine Frau an den Nachmittagen, während die Kinder ihren Mittagsschlaf hielten, im Sekretariat auszuhelfen – gratis. Erst ab 1974 erhielt sie wenigstens einen kleinen Stundenlohn. Esther Stoffer gab sich damit zufrieden: «Ich konnte nicht mehr erwarten, denn beim Jahresabschluss sah man klar, dass sich die Sektion nicht mehr leisten konnte.»

1970, in Stoffers erstem Amtsjahr, sorgte die so genannte «Schwarzenbach-Initiative» gegen die «Überfremdung» für heftige Auseinandersetzungen. Der Präsident des SBHV und des SGB, Nationalrat Ezio Canonica, kämpfte an vorderster Front gegen die fremdenfeindliche Initiative. Diese Abstimmung wurde für die Gewerkschaften zu einer Zerreißprobe. Zwar waren für den SBHV die Immigranten Arbeiter und keine Ausländer, doch in dem von der nahen Grenze geprägten Rheintal war die Fremdenfeindlichkeit besonders gross. So kam es in der SBHV-Sektion Rheintal zu rund hundert Austritten von Mitgliedern, die mit diesem Kampf nicht einverstanden waren – bei einem Gesamtbestand von damals vierhundert Mitgliedern. Peter Nabholz erinnert sich: «Das war ein bitterer Start für Ueli.» Samstagnachmittag um Samstagnachmittag suchten Nabholz und Stoffer die abtrünnigen Kollegen auf. Einige konnten sie umstimmen und zum Wiedereintritt bewegen, andere nicht. In diesen Gesprächen lernte Peter Nabholz Uelis gewinnende Persönlichkeit kennen. Er konnte gut zuhören und auf die Leute eingehen: «Ihm war es wichtig, die Kollegen zu überzeugen, nicht sie zu überreden.»

Nach der Krise Mitte der siebziger Jahren, in der Zehntausende von MigrantInnen in ihre Heimatländer zurückgeschickt wurden, brachte der wirtschaftliche Aufschwung eine neue Welle von MigrantInnen aus den Balkanstaaten. In Buchs, wo die Saisoniers aus dem damaligen Jugoslawien zu Tausenden eintrafen und medizinisch untersucht wurden, hatte der SBHV (und später die GBH) ein Büro angemietet, in dem Gewerkschaftssekretäre die Arbeitsverträge kontrollierten. Dies brachte der Sektion Rheintal einige Neumitglieder – und einige neue Probleme. Ueli Stoffer schildert es so: «Bei den Kollegen aus dem





damaligen Jugoslawien war die Beitragszahlung ein grosses Problem. Wenn du ihnen geholfen hast, hätten sie dir ohne weiteres tausend Franken gegeben. Aber jeden Monat einen Beitrag zahlen, das kannten sie nicht. So mussten wir erste, zweite und dritte Mahnungen verschicken mit jeweils immer grösserer Unterschrift. Grosses Auftreten und grosse Unterschrift waren für die Kollegen aus Ex-Jugoslawien ein Zeichen von Kompetenz. Das hat gewirkt.»

Die Mitgliederstatistik und die Rückstände waren für den gewissenhaften Sekretär stets ein wichtiges Thema. Er hatte eine kleine Sektion übernommen und baute diese sukzessive auf. Die Mittel waren beschränkt. Deshalb war es wichtig, dass die Mitgliederbeiträge auch tatsächlich bezahlt wurden. Die Sektion Rheintal-Rorschach/Sargans-Werdenberg hatte nie mehr als 2 bis 3 Prozent Beitragsrückstände – viel weniger als andere GBI-Sektionen, die also streng genommen ständig zu viele Mitglieder auswiesen. Franz Cahannes erinnert sich, wie Kollege Stoffer oft jene Sekretäre kritisierte, die sich mit aufgeblähten Mitgliederstatistiken selbst belogen.

Der Aufschwung brachte den Gewerkschaften viele Vorteile. Um die jährlichen Lohnerhöhungen musste nicht mehr lange gestritten werden. Man forderte zwei Franken Lohnerhöhung und die Arbeitgeber waren damit einverstanden. Einen Franken gaben sie auf den Lohn, den Rest als Dreizehnten. So kam 1973 der 13. Monatslohn in den Landesmantelvertrag für das Bauhauptgewerbe. Die konservative Ostschweiz blieb aber für die Gewerkschaften immer ein hartes Pflaster. Patronale und behördliche Willkür waren an der Tagesordnung, und häufig waren ausländische Arbeitnehmende ihre Opfer. Ueli Stoffer berichtet über ein solches Beispiel, das sich Anfang der siebziger Jahre beim Bau des Gigerwald-Stausees im Calfeisental abspielte. Mehrere hundert Bauarbeiter, darunter viele Jugoslawen, arbeiteten damals am Leitungsstollen und an der mächtigen Staumauer. Die Standortgemeinde Mels knöpfte den Arbeitern nicht nur Quellen-, sondern auch noch Kirchensteuern ab. Das war aber nicht zulässig – und Ueli Stoffer forderte die Gemeinde auf, die unrechtmässig erhobenen Steuern sofort zurückzuerstatten. «Sogar der *Tages-Anzeiger* berichtete über diese Gaunerei», blickt er nicht ohne Genugtuung zurück. Die Gemeinde musste schliesslich einlenken. Für ihn zeigt diese Begebenheit, dass die Diskriminierung der ImmigrantInnen nicht nur eine politische, sondern auch eine religiöse Seite hat. Es habe ihn gar nicht gewundert, dass ausgerechnet eine katholische Gemeinde den Bauarbeitern so dreist in die Tasche griff. «Für die Melser sind einfach alle Jugoslawen katholisch, genau wie auch alle Italiener.»

Anfang der achtziger Jahre entbrannte beim Walensee-Autobahnbau ein ähnlicher Konflikt, der sich um die zahlreichen, aus dem Veltlin stammenden Bauarbeiter drehte. Die Arbeitspläne der Baustellen waren so ausgerichtet, dass die Arbeiter jeweils übers Wochenende zu ihren Familien heimkehren konnten, und die Behörden billigten ihnen lediglich den Status von Wochenaufenthaltern zu. In Sachen Steuerpflicht allerdings galten sie als Jahresaufenthalter und wurden entsprechend zur Kasse gebeten. Ueli Stoffer schüttelt noch heute den Kopf darüber: «Auf der einen Seite kassiert man ab, auf der anderen will man den Arbeitern keine Rechte zugestehen». Die von der GBH bemühten Gerichte teilten diese Auffassung, und auch in diesem Fall mussten die unrechtmässig einkassierten Steuern an die Veltliner Bauarbeiter zurückbezahlt werden.

Nicht immer drehten sich die Konflikte um Geld. Eines Tages erhielt Ueli Stoffer einen Anruf, auf der Walensee-Baustelle sei ein Streik ausgebrochen. Mangelhafte sanitärische Anlagen hatten die Bauarbeiter verärgert und zu

**Der Chef steht auf dem Posten |**

Ueli Stoffer beim Streik für den frühzeitigen Altersrücktritt mit 60 Jahren im Nobelkurort St. Moritz (Oktober 2002).

einem spontanen Ausstand bewogen. In den Unterkünften gab es nur eine einzige Dusche für mehr als ein Dutzend Personen, und die Waschmaschine funktionierte auch nur schlecht. Ganz ohne öffentlichen Druck konnte der Gewerkschaftssekretär damals die Bauleitung zur Behebung der Mängel bewegen. Der Mini-Streik an der Walensee-Autobahn wurde nicht einmal publik. Die gezielte Medienarbeit ist erst später zu einem Bestandteil der gewerkschaftlichen Strategie zur Durchsetzung der Arbeitnehmerinteressen geworden.

Ueli arbeitete gerne mit den Leuten vor Ort. Das war ihm wichtig, auch als er und Franz Cahannes 1992 anlässlich der GBI-Fusion als Nachfolger von GBH-Zentralsekretär Peter Nabholz zur Diskussion standen. Bei Nabholz zuhause haben sie die Angelegenheit bei einem Glas Wein besprochen. Ueli sagte schliesslich ab. Er sah seinen Platz in der Sektion, bei den KollegInnen der Basis. Auf der Zentrale wäre ihm nicht wohl gewesen. Diesen Entscheid hat er bis heute nie bereut.

### **Antikapitalist aus Erfahrung ...**

Ich staunte nicht schlecht, als Ueli Stoffer mir erklärte, er besitze kein Bankbüchlein, sondern nur ein Lohnkonto bei der Post. «Ich war schon immer Antikapitalist und halte nichts davon, Geld auf die Seite zu legen.» Die Machtverhältnisse und Fehlentwicklungen im Kapitalismus sind ihm zutiefst zuwider. Das hat nicht nur mit politischer Einsicht, sondern auch mit seiner eigenen Geschichte zu tun. Sein Stiefvater war Landwirt und sass als Freisinniger im Gemeinderat. Er war nicht reich, aber doch wohlhabend: «Ünd da habe ich erleben müssen, wie meine Mutter um fünfzig Franken Haushaltsgeld betteln musste.» Der junge Ueli wollte selber auch Landwirt werden und hätte gerne den Hof übernommen. Erbtechnische Gründe verunmöglichten aber sein Vorhaben. Dennoch hat er sich viele Gedanken zur Landwirtschaft gemacht. Es ist darum kein Zufall, dass das Ehepaar Stoffer bei einer der ersten Bio-Genossenschaften dabei war und dort Geld investierte. Auch später legten sie ihr Geld in sinnvollen Projekten an, etwa in einer Stiftung, die heute dreihundert Stellenlosen Arbeit gibt.

Sein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn speist sich aus derselben Quelle. Für ihn ist es inakzeptabel, wenn den Arbeitenden nicht das gegeben wird, was ihnen zusteht. Wenn es jeweils heisst, die Arbeitgeber würden «etwas gewähren», regt er sich auf: «Das ist erniedrigend. Sie gewähren uns überhaupt nichts, sie beklauen uns und geben uns nur einen kleinen Teil dessen, was eigentlich uns gehört.»

Für Ueli Stoffer sind das nicht nur Worte. Er handelt auch nach dieser Überzeugung. So im Jahr 1983, als seine kämpferische Einstellung und sein entschlossener Einsatz auch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurden. Anlass war ein Konflikt bei der Rheintaler Sitzmöbelfabrik Sitag. Der damals aufstrebende Betrieb mit achtzig Beschäftigten befand sich im Besitz von Emil Eberle, einem Selfmademan und bekennenden Gewerkschaftshasser mit Hang zu rüden Methoden. Eberle focht um gesamtarbeitsvertragliche Regelungen, zahlte Dumpinglöhne, verweigerte den Teuerungsausgleich und stellte sich im Übrigen auf den Standpunkt, dass in seinem Hause er allein bestimme, was Sache sei. Wer dagegen aufbegehrte, wurde kurzerhand auf die Strasse gestellt. Selbst schwangere Mitarbeiterinnen erhielten während der Sperrfrist die Kündigung.

Ueli Stoffers Kampf gegen die patronale Willkürherrschaft in der Sitag füllte in jenem Herbst während Wochen die Spalten der Lokalzeitungen. In

*«Ich war schon immer Antikapitalist und halte nichts davon, Geld auf die Seite zu legen.»*

einem Interview mit der damals noch existierenden «Ostschweizer AZ» gab er zu verstehen, dass für solche Fälle paritätische Kontrollen nicht genügen: «Die Messer müssen wieder schärfer werden.» Der Sitag-Besitzer lehnte Gespräche mit der GBH kategorisch ab – man werde das intern erledigen, so Eberle. Doch wegen Stoffers hartnäckiger Intervention kam das kantonale Amt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (Kiga) nicht länger darum herum, die Sitag zur Einhaltung

der GAV-Bestimmungen zu ermahnen. Als Betrieb mit GrenzgängerInnen und Saisoniers war die Firma vertragspflichtig. Der Streit eskalierte jedoch, als der rabiate Unternehmer zwei Vertrauensleute der GBH auf die Strasse setzte.

Ueli Stoffer liess darauf an der Bürofachmesse in Basel, an der die Sitag ihre Produkte ausstellte, Flugblätter verteilen. Zwei Gewerkschafter wurden verhaftet und die Flugblätter beschlagnahmt. An sich hätte man nun streiken können. Die GBH-Zentrale in Zürich war aber dagegen. «Da hat die damalige Geschäftsleitung versagt, bei der jetzigen wäre dies nicht passiert», redet Ueli Stoffer Klar-text. Die «Ostschweizer AZ» streute im Rheintal eine Sondernummer über den Sitag-Konflikt. Ein Verfahren wegen Lohndiskriminierung – übrigens die erste Lohngleichheitsklage in der Schweiz überhaupt – erhöhte den öffentlichen Druck auf die Firma. Schliesslich musste Eberle die Einhaltung

der GAV-Bestimmungen zusichern. Der erboste Patron stellte eine Schadenersatzforderung von 175 000 Franken und verlangte von der GBH-Geschäftsleitung Uelis Entlassung – natürlich erfolglos. Sitag-Büromöbel sind seither in den Ostschweizer GBI-Sekretariaten tabu.

### ... und Kämpfer aus Überzeugung

Der Sitag-Konflikt markiert in der Ostschweiz einen gewerkschaftspolitischen Wendepunkt. Kaum je zuvor hatten hier die GBH oder andere Gewerkschaften mit einem Arbeitskonflikt eine derart breite mediale Resonanz erreicht. Ueli Stoffer wurde zum Inbegriff einer neuen Generation von Gewerkschaftern, die vor Konfrontationen nicht zurückschreckte und zum Angriff überging. Bürgerliche Kreise waren entsetzt, und ihre Zeitungen machten aus ihrer Abneigung gegen eine Gewerkschaft, die sich nicht mehr auf einen Platz am Verhandlungstisch beschränken mochte, keinen Hehl. Dass die Arbeitgeber mit einem solchen Gewerkschaftsverständnis wenig anfangen konnten, versteht sich von selbst. Dennoch führte der Krach um die Sitag breiten Kreisen vor Augen, dass gewerkschaftliche Gegenmacht sogar die stursten Arbeitgeber zur Raison bringen kann.

Die gewerkschaftlichen Erfolge stärkten das Selbstvertrauen des Ostschweizers und seinen Ruf innerhalb der GBH. Nun wurden ihm Aufgaben auf nationaler Ebene anvertraut, etwa ein Sitz in der zentralen paritätischen Kommission für das Schreinerhandwerk. Franz Cahannes, der GBI-Verantwortliche dieser Branche, holte ihn dann in die Verhandlungsdelegation. Er habe auch dort wenn nötig «fadegrad» gesagt, was Sache war, erinnert sich Cahannes – ein grosser Gewinn für den Verhandlungsleiter, der gelegentlich diplomatisch bleiben



*Auf Distanz zu den Patrons |*  
GBI-Warnstreik gegen die  
Schliessung des Spanplattenwerkes  
HIAG in Fideris (Mai 2002).

muss und darauf angewiesen ist, dass andere deutlich werden können. Damit hat Ueli Stoffer gar keine Probleme. 1975 schrieb er einen Leserbrief, in dem er die Spitze des Baumeisterverbands der Arroganz bezichtigte, weil diese die GAV-Verhandlungen blockierte. Dies trug ihm einen geharnischten Kommentar in der Verbandszeitung «Bauwirtschaft» ein: Stoffer sei ein «von links daher rasender Gewerkschaftssekretär», hiess es da. Darauf ist er noch heute stolz.

Auch auf dem Feld des Rechtsschutzes wurde Ueli Stoffer aktiv. Das Recht versteht er ebenso als Kampffeld wie die anderen Tätigkeitsbereiche. Der Jurist, SP-Nationalrat und heutige SGB-Präsident Paul Rechsteiner, mit dem zusammen er zahlreiche Rechtsfälle ausgefochten hat, attestiert ihm, nicht in Paragrafen, sondern von der Sache her zu denken: «Ueli ist ein neugieriger Geist, der immer nach neuen Wegen suchte, um einem Kollegen zu seinem Recht zu verhelfen.» So etwa beim Konkurs der Werdenberger Baufirma Gebrüder Gantenbein AG im Jahr 1992, welche die Pensionskassenguthaben der Arbeitnehmenden veruntreut hatte. Ueli Stoffer, der schon in den siebziger Jahren die Einrichtung der Zweiten Säule bekämpft und sich später wenigstens für deren bessere und raschere Einführung eingesetzt hatte, sah seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Zusammen mit Paul Rechsteiner gelang es der GBI aber in diesem Fall, finanzielle Verluste für die entlassenen Gantenbein-Beschäftigten abzuwenden. Die gerichtliche Auseinandersetzung deckte grosse Schwächen bei der kantonalen BVG-Aufsicht auf, und die Behörde musste in den folgenden Jahren komplett reorganisiert werden.



An der Krise der neunziger Jahre beschäftigte Ueli am meisten, dass die Betroffenen sich oft ihrem Schicksal ergaben und sich nicht mehr für ihre Interessen einsetzten. Entlassungen, Arbeitslosigkeit, Stress am Arbeitsplatz wurden einfach hingenommen. In der Folge wurden die GewerkschaftssekretärInnen immer häufiger mit psychischen Problemen ihrer Mitglieder konfrontiert. Auffällig sei, so findet er, dass die Frauen eher mutiger sind als die Männer. Sie sind es, die im Sekretariat anrufen und sagen, ihr Mann hätte ein Problem. Sie fragen, was man dagegen machen kann: «Meistens bringen erst die Frauen die Männer dazu, sich zu wehren.»

### **Auf Distanz zu Patrons und Behörden**

Ueli Stoffer hat zwar keine Berührungsängste gegenüber den ArbeitgeberInnen. Lieber aber hält er Distanz – aus der Überzeugung, dass die Gewerkschaft grundsätzlich in Opposition zu ihnen steht und unabhängig bleiben muss: «Für mich gibt es Klassen, und es gibt den Klassenkampf,» sagt er. Als er GBH-

*Nabe bei den Leuten* | Stoffer (rechts)  
beim Streiktag in St. Moritz  
(Oktober 2002).



*«Meistens bringen erst die Frauen die Männer dazu, sich zu wehren.»*

Sekretär wurde, gab es in seiner Sektion zwei Firmen, welche die Gewerkschaftsbeiträge pauschal abrechneten. Das unterband er sofort. Für ihn war dies eine Grundsatzfrage. Auch mit Berufs- und Solidaritätsbeiträgen, welche die Gewerkschaft zu stark von den ArbeitgeberInnen abhängig machen, war er immer vorsichtig, und bei Firmenjubiläen sah man ihn nie.

Opposition macht nicht überall beliebt. Dies hat Ueli Stoffer jeweils bei National- und Kantonsratswahlen gemerkt, wenn er auf der SP-Liste linke Stimmen sammeln sollte. Ihm war es recht so. Die Jahre in der Geschäftsprüfungskommission der Schulgemeinde St. Margrethen haben ihm gereicht. Solche Ämter, findet er, in denen man kollegial mit den anderen zusammenarbeiten muss, hindern GewerkschafterInnen letztlich daran, das zu sagen, was nötig ist. Aus demselben Grund hält er die Regierungsbeteiligung der Opposition für problematisch: «Bereits vor zwanzig Jahren haben wir heftig darüber diskutiert, ob die SP in der Exekutive mitmachen soll. Ich war und bin immer noch dagegen.»

Und er nutzte seine Freiheiten. Immer wieder griff er in die politischen Diskussionen ein und machte den gewerkschaftlichen Standpunkt per Leserbrief öffentlich – gegen die Integration sämtlicher Arbeitsämter in die neu geschaffenen Regionalen Arbeitsvermittlungszentren Ende der neunziger Jahre, für die Einführung einer Kapitalgewinnsteuer oder gegen die Kürzung der Arbeitslosengelder. Im November 2002 kritisierte er die Migros Ostschweiz, die einen versteckten Abbau von 250 Arbeitsplätzen plante und in einem internen Papier von «überzähligen Mitarbeitern» sprach. Die Migros müsse «dringend über die Bücher gehen», empfahl er der Geschäftsleitung.

Das St. Galler Volkswirtschaftsdepartement stand abwechselnd unter FDP- und CVP-Führung. Einerlei – der Gewerkschaftssekretär Stoffer kritisierte die Behörde immer wieder als arbeitgeberhörig und passiv, wenn es um Belange der Lohnabhängigen ging. So beim Zusammenbruch des Milchkonzerns Swiss Dairy Food im Herbst 2002. Die Gewerkschaften verlangten vergeblich eine Taskforce zur Rettung des Standortes Gossau. Für die behördliche Untätigkeit gibt es nach Ansicht von Ueli nur eine Erklärung: «Der Glaube an das Allheilmittel <Markt> hindert den Staat, in der Krise aktiv zu werden. Obwohl es ja der Markt ist, der Krisen produziert.»

1997 riefen die Massenentlassungen und die Schliessung der Spinnerei Murg den GBI-Sekretär auf den Plan. Die Besitzer wollten die Mitarbeitenden, darunter viele türkische und jugoslawische MigrantInnen, ohne valablen Sozialplan vor die Tür stellen. Dank der Intervention der GBI konnte dies verhindert werden und zum zweiten und bisher letzten Mal in der Schweiz (nach dem Konkurs der Papierfabrik Biber) wurde eine so genannte «Transfer-Organisation» eingerichtet. Diese aus Mitteln der Arbeitslosenversicherung finanzierte Einrichtung sicherte den Entlassenen eine vorübergehende Beschäftigung samt Umschulung. Während des Kampfes um die abgelegene Spinnerei am Walensee entspann sich ein Disput zwischen Ueli Stoffer und dem langjährigen Vorsteher des Kiga, Jakob Göldi. Der wirtschaftsfreundliche Chefbeamte, vormals Kantonalpräsident der Freisinnigen, war über Jahre hinweg einer der Lieblingsgegner von Ueli. Mit Göldi lieferte er sich zahlreiche Wortduelle in Kommissionen, an Veranstaltungen und an Podiumsgesprächen.

1999 wurde das bisherige Kiga in ein Amt für Wirtschaft und ein Amt für Arbeit aufgeteilt. Das hält Ueli Stoffer noch heute für einen grossen Fehler, weil dadurch die Anliegen der Arbeitenden auf die Verwaltung der Arbeitslosigkeit reduziert wurden. Selbst Bürgerliche schliessen sich inzwischen dieser Ansicht

an. Im vergangenen Jahr (2003) verärgerte Ueli Wirtschafts- und Regierungskreise erneut, als er die Pläne zur Privatisierung der St. Galler Kantonalbank ins Visier nahm. Dabei kam die Plünderung des kantonalen Arbeitsmarktfonds ans Tageslicht. Dieser Fonds, einst mit über 20 Millionen Franken aus der früheren kantonalen Arbeitslosenversicherung dotiert, ist heute praktisch leer. Wohin die Mittel geflossen sind, ist unklar. Im Parteiorgan der St. Galler SP sprach Ueli den Verdacht aus, dass die Gelder teils willkürlich verteilt worden seien, nachdem die zuständige Kontrollkommission sanft entschlafen war.

Für JournalistInnen und Medienschaffende ist der nimmermüde Gewerkschafter eine bevorzugte Adresse. Stets bekommen sie vom Rheintaler GBI-Mann deutliche Worte und klare Einschätzungen zu hören. Geschätzt wird insbesondere, dass einer nicht nur reine Gewerkschaftsanliegen vertritt, sondern diese immer auch in einen politischen Zusammenhang stellt. Oft braucht es dazu keine langen Analysen. Einem Redaktor des «Tages-Anzeiger» erklärte er vor einigen Jahren auf die Frage, weshalb die Gewerkschaften ausgerechnet in der «Wüste Ostschweiz» immer erfolgreicher auftreten: «Zehn Jahre lang waren die Leute brav. Jetzt kommt das Erwachen.»

*«Es gibt Klassen, und es gibt den Klassenkampf.»*

### **Die St. Galler-Wirren**

Ueli Stoffer musste sich aber nicht nur gegen ArbeitgeberInnen und Behörden behaupten, auch innerhalb der Gewerkschaften und der Linken kam es gelegentlich zu harten Auseinandersetzungen. Anfang der neunziger Jahren eskalierte der Streit um das St. Galler Volkshaus, das in eine Aktiengesellschaft hätte umgewandelt werden sollen. Hintergrund war ein seit langem schwelender Konflikt zwischen der konservativen alten Garde um Toni Falk, den Sekretär des kantonalen Gewerkschaftsbundes, und jüngeren Gewerkschaftern, die einen offensiveren Kurs verfolgten. Letztere hatten nach Ansicht der Gruppe um Falk nichts in der Volkshausgenossenschaft verloren. Paul Rechsteiner bezeichnet die Auseinandersetzung zwischen der SP und den «Falkianern» als ein «ganz trauriges Kapitel» in der Geschichte der St. Galler Linken.

SMUV-Funktionär Toni Falk wurde in den siebziger Jahren Sekretär des St. Galler Gewerkschaftsbunds, nachdem Ueli Stoffer, der lieber bei der GBH bleiben wollte, diesen Job abgelehnt hatte. Er und Toni Falk arbeiteten aber eng zusammen – «fast wie Zwillinge», erinnert sich der langjährige GBH-Sektionsaktuar Hansjakob Tinner. Für die Regierungsratswahlen von 1984 wollte der kantonale Gewerkschaftsbund eigene Kandidaten durchsetzen. Damals positionierten sich die Gewerkschaften rechts von der SP. Wie an anderen Orten in der Schweiz benützte der rechte Parteiflügel die Gewerkschaften im Machtkampf gegen die aufstrebenden jungen Intellektuellen, die der SP beigetreten waren. Ueli erinnert sich: «Wir waren damals der Meinung, dass die Gewerkschaften keine Stellvertreter in der Politik brauchen: Wir wollten selber im Rat sitzen und mitregieren.» Toni Falk kandidierte für den Regierungsrat, allerdings ohne Erfolg.

Wegen Falks Haltung im Konflikt um das Volkshaus begann Ueli Stoffer seine Position zu überdenken. Und als immer mehr GBH-Vertrauensleute den Konflikt zwischen den Gewerkschaften und der SP und Ueli Stoffers loyale Haltung gegenüber Falk kritisierten, sah er schliesslich ein, dass er als Gewerkschaftssekretär nicht einer verschworenen Gruppe angehören konnte. Schliesslich suchte er den Kontakt zu Paul Rechsteiner. Der SP-Nationalrat erinnert sich: «Im entscheidenden Moment hat er mich angerufen und um ein

*«Viele Jahre lang waren die Leute brav.  
Jetzt kommt das Erwachen.»*

Gespräch nachgesucht. Wir haben viel geredet. Daraus entstand eine immer engere Zusammenarbeit und heute verbinden uns freundschaftliche Bande.» So trug Ueli Stoffer entscheidend dazu bei, dass sich die Gewerkschaftslinken schliesslich durchsetzte und Paul Rechsteiner Anfang der neunziger Jahre Präsident des kantonalen Gewerkschaftsbundes werden konnte. «Die Erfahrungen, die ich dort machte», meint Rechsteiner, «erlauben mir heute, den Schweizerischen Gewerkschaftsbund zu führen.»

Noch aber sind nicht alle Wunden aus dieser Zeit geheilt. Ueli Stoffers Schwager, Markus Leu, der gleichzeitig GBH-Sekretär in St. Gallen und Falks engster Vertrauter war, hat ihn damals zu stark enttäuscht. Nach dem Tod von Vater Leu war Ueli für dessen Sohn wie ein grosser Bruder gewesen. Daher hat er es Markus Leu, der später seinen Posten als Gewerkschaftssekretär aufgab und sich als Carunternehmer selbständig machte, bis heute nicht verziehen, dass dieser sich damals auf die Seite von Falk stellte.

Aber sogar dieser Affäre vermag Ueli aus heutiger Sicht eine positive Seite abzugewinnen: sie habe ihn dazu motiviert, den Wandel in der GBI nicht nur hinzunehmen, sondern aktiv zu fördern und zu begleiten. So verkörpert er mit seiner eigenen Geschichte den schwierigen Veränderungsprozess der Gewerkschaften in den letzten zwanzig Jahren. Dabei konnte er sich stets auf sein sicheres Gespür dafür verlassen, was die ArbeiterInnen wirklich bewegt. Denn die Entwicklung der Gewerkschaften nach links folgte keinem Plan, sondern war eine direkte Reaktion auf die Veränderungen in der Arbeitswelt. «Diese Veränderungen», so Paul Rechsteiner, «hat Ueli besser gespürt als andere, weil er immer sehr nahe bei den Leuten war.»

#### **Intellektuellenkritisch aber bildungshungrig**

Seit den achtziger Jahren fand die GBH nicht mehr genügend ArbeiterInnen aus den Bau- und Holzberufen, die als GewerkschaftsfunktionärInnen in Frage kamen. Es gab sie praktisch nicht mehr, die «Büezer», die aus finanziellen Gründen nicht an die Uni gehen konnten, sich im Beruf entwickelten, das Abendtechnikum besuchten und dann vielleicht Vollprofil in der Gewerkschaft wurden. Immer mehr Kinder aus dem Arbeitermilieu studierten nun ebenfalls an der Universität. Die Hochschule zog jedoch nicht nur potenzielle GewerkschaftsfunktionärInnen ab, sondern produzierte umgekehrt auch wieder neue.

Als Franz Cahannes, einer dieser «Studierten», 1986 Sekretär der Sektion Zürich wurde, bekam er Ueli Stoffers Skepsis von Anfang an zu spüren: «Zuerst dachte ich, dass er mit «Intellektuellen» nur die Linken meinte. Dem war aber nicht so.» Ueli Stoffer akzeptierte zwar den wachsenden Einfluss der Intellektuellen in der Gewerkschaft, blieb ihnen gegenüber aber kritisch eingestellt. Seiner Ansicht nach geht die Leitung mit der Bildung – für ihn eine der wichtigsten Aufgaben der Gewerkschaft überhaupt – zu nachlässig um. Die Intellektuellen vergässen, dass nicht alle so viel Bildung geniessen konnten wie sie selber. Es sei aber wichtig, auch einfache Leute zu befähigen, den Ausführungen eines Serge Gaillards zu folgen oder mit alt Bundesrätin Ruth Dreifuss über die AHV zu diskutieren.

Elitäre Bildungsstätten wie die HSG sind ihm dagegen ein Dorn im Auge. Hier würden Steuergelder in eine «Kaderschmiede des Kapitalismus» gebutert, ohne dass die Bevölkerung oder gar die Arbeiterschaft etwas davon habe. Das, so erinnert sich Stoffer, bestätigte sich beispielsweise im Oktober 1997, als er zusammen mit Paul Rechsteiner am Weiterbildungszentrum der Universität

St. Gallen eine «Wirtschaftskonferenz» initiierte, an der WissenschaftlerInnen zusammen mit VertreterInnen der Behörden, Wirtschaft und Gewerkschaften Massnahmen für den Aufschwung diskutieren sollten. Über fünfzig Koryphäen aus der Wirtschaft, Politik und Bildung seien gekommen, berichtet Stoffer, «Doch es kam nur warme Luft und keine einzige Idee. Es war peinlich.»

Dabei unterschätzt Ueli Stoffer keineswegs die Bedeutung des Denkens und Reflektierens. Im Gegenteil: Er gibt sich nicht mit einfachen Lösungen zufrieden, und man kann sagen, dass er selber ein «Intellektueller» ist, allerdings einer ohne akademischen Titel. Weil er immer auf der Suche nach den grösseren Zusammenhängen ist, sei Bildung für ihn enorm wichtig, sagt Paul Rechsteiner. Für Ueli ist die gewerkschaftliche Arbeit nicht nur eine Frage des Lohnes, sondern auch eine Frage von Wissen, Kenntnissen und Bewusstsein.

Seine Sprechstunden führte er in einem offenen Büro durch, in dem sich nur eine schmale Theke, die Schränke mit den Mitgliederakten und ein Dutzend Stühle befanden, auf denen jene Platz nahmen, die Rat suchten. «Privataudienzen» gab er nicht: «So konnten alle etwas lernen. Auf diese Weise habe ich zwei Jahrzehnte lang Leute beraten. Für mich ist jede Versammlung und jede Sprechstunde eine kleine Bildungsveranstaltung», konstatiert er. Die Region Ostschweiz ist denn auch die einzige GBI-Region, die bis zuletzt ein eigenes, regionales Bildungsprogramm durchführte. «Und das werden wir auch in der neuen Gewerkschaft tun», verspricht er.

Mit gewerkschaftlicher Bildung lässt sich durchaus Aufsehen erregen. So geschehen bei einem Streikkurs, den der St. Galler Gewerkschaftsbund im Jahr 1997 auf Anregung von Ueli Stoffer durchführte. Referent war der damalige GBH-Zentralsekretär Werner Rupff, der von den Erfahrungen des Marmor- und Granitstreiks von 1992 berichtete. Da härtere Zeiten heraufzogen, sollten GewerkschafterInnen wieder das Einmaleins einer erfolgreichen Streikführung erlernen. Der symbolische Effekt dieser Veranstaltung war gross. Der «Tages-Anzeiger» rapportierte in seinem Bericht genüsslich ein Votum Stoffers, der den Teilnehmenden versprach, sie würden das Erlernte wohl bald in der Praxis anwenden können: «Wenn am 1. Januar der Landesmantelvertrag im Baugewerbe ausläuft, geht es an verschiedenen Orten los.» 50 Jahre lang hätten die Gewerkschaftsfunktionäre von den Erfolgen ihrer streikbereiten Vorgänger gelebt. Jetzt müssten sie ihre Erfolge wieder selbst erkämpfen. Es dauerte zwar einige Jahre länger, bis der Streik auf dem Bau tatsächlich kam. Doch er kam. Und viele machten dabei eine Erfahrung, auf die Ueli an diesem Kurs hingewiesen hatte: «Wer einmal den Mut gehabt hat, dem Arbeitgeber die Stirn zu bieten, wird dies immer wieder tun.»

Ueli Stoffer ist zwar ein pragmatisch denkender Mensch, aber einer, dem die grossen Zusammenhänge wichtig sind. Den ehemaligen Sonntagsschullehrer interessieren Fragen der Gerechtigkeit, Ethik und Moral heute noch. «Wir müssen Visionen und ein anderes Gesellschaftsbild haben», fordert er. Visionen zu haben heisst für ihn, über einen weiteren Horizont zu verfügen. Diesen erweitert man jedoch nur, indem man sich bildet – am besten an Bildungsveranstaltungen.



«Wir müssen unsere Erfolge selbst erkämpfen.» | Der Regiosekretär (vorne rechts) führt seine Leute in der Streik-kampagne für die Frühpensionierung im Bauhauptgewerbe (hier in Buchs SG, November 2002).

*«Wer einmal den Mut gehabt hat, dem Arbeitgeber die Stirn zu bieten, wird dies immer wieder tun.»*

Seinen eigenen Horizont erweitert Ueli mit ständiger Lektüre und immer neuen Diskussionen. Die Grundlagen dazu erarbeitete er sich zu Beginn seiner Gewerkschaftskarriere in der Arbeiterschule, die damals vom vormaligen SBHV-Präsidenten und SP-Bundesrat Max Weber geleitet wurde. Max Weber war einer der ersten Akademiker an der Spitze der Gewerkschaften und verkörperte das, was Ueli von den Akademikern erwartet. Er gründete die Arbeiterschule, an der alle, die in den Gewerkschaften Funktionen übernahmen, eine solide politische und wirtschaftliche Grundausbildung erhielten.

### **Mit der GBI verheiratet**

Die Zusammenlegung der Ostschweizer GBI-Sektionen zu einer gut funktionierenden Region war eine der grossen organisatorischen Leistungen Ueli Stoffers. Aktionen wie der Baustreik in St. Moritz im Oktober 2002 oder der Warnstreik in Fideris gegen die Schliessung des Spanplattenwerkes HIAG im Mai desselben Jahres waren nur möglich, weil die Kräfte regional gebündelt worden waren.

Franz Cahannes, in der GBI Geschäftsleitung für die Region Ostschweiz zuständig, lobt Ueli als effizienten Organisator und Kommunikator. Er informiere seine Sekretäre schnell, beziehe sie in die Entscheidungen ein und lasse ihnen genügend Handlungsspielraum. Hansjakob Tinner bestätigt dies: «Ich kenne niemanden, der seine Arbeit so wie er mit vollem Elan macht und dennoch zulässt, dass auch andere aktiv sind und sie dabei sogar noch fördert.» Bei den Streiks in Fideris oder St. Moritz, wo der Bündner GBI-Sekretär Stefan Schmutz die Streikorganisation leitete, stand der Regiochef Streikposten wie alle anderen und mischte sich nicht in die Arbeit des Streikleiters ein. Wer entscheidet, übernimmt auch die Verantwortung, und umgekehrt – so lautet Ueli Stoffers Devise.

Mit neuen FunktionärInnen pflegt er einen sorgsamen, ja persönlichen Umgang. Zugleich stellt er klare Anforderungen. Wer für die Gewerkschaft arbeitet, muss bereit sein, sich auszugeben. Seine Mitarbeitenden ermahnt er, dass die Gewerkschaftsarbeit nicht am Freitagabend um sieben Uhr aufhört. Man müsse die Leute gerne haben und die Mitglieder nicht nur als Beitragszahlende betrachten: «Sie sollen merken, dass du an ihnen hängst und dass du nicht etwas für sie machst, bloss weil sie dich dafür bezahlen.» Und Ueli Stoffer interessiert sich tatsächlich für das, was die Mitglieder in der Freizeit machen. Ist einer im ornithologischen Verein, dann besucht er auch einmal eine ornithologische Ausstellung, um das Umfeld kennen zu lernen, in dem sich das Mitglied bewegt.

Andererseits hat Ueli Hausbesuche bei den Mitgliedern nach Möglichkeit vermieden. Sogar Hansjakob Tinner musste ihn mehrmals einladen, bis ihn der Chef endlich in seiner Werkstatt besuchte. Man traf sich im Sekretariat, in einem Restaurant, an Festivitäten oder beim Kaffee nach der Versammlung.

Viele hatten bei Ueli das Gefühl, er sei mit der GBI verheiratet. Alles, was mit der Gewerkschaft zusammen hängt, geht ihm tatsächlich äusserst nahe. Wenn die GBI Mitglieder verlor oder rote Zahlen schrieb, weiss Franz Cahannes zu berichten, «ist ihm das so unter die Haut gegangen, dass er nicht mehr schlafen konnte und den Appetit verlor».

Ohne Ueli Stoffer wären die GBI und die Gewerkschaften in der Ostschweiz nicht das, was sie heute sind. Auch auf nationaler Ebene war sein Einfluss bemerkenswert, nicht nur als Mitglied des Zentralvorstandes. In all den Jahren

wurde er in unzählige Arbeitsgruppen, Resonanzworkshops und Kommissionen eingeladen, weil man unbedingt seine Meinung hören wollte.

### Ein grosser Himmelskörper

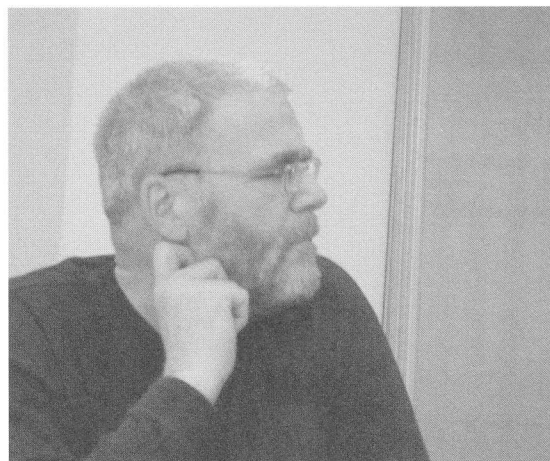
Die GBI wird nun in der grossen UNIA aufgehen. Ueli Stoffer selber hat sich bereits seit Jahren massgeblich für diese Fusion eingesetzt. Nun aber sieht er schwierige Übergangsjahre auf die Gewerkschaft zukommen. «Wir haben Fehler gemacht und wir werden auch in Zukunft Fehler machen. Aber wir gehen den einzig richtigen Weg, da bin ich hundertprozentig überzeugt. Schief gehen wird das Ganze nicht. Das ist wie bei den grossen Himmelskörpern: Wer mehr Masse hat, hat eine grössere Anziehungskraft.»

Wichtig ist für ihn, dass die Gewerkschaft das Herz auf dem rechten, respektiven dem linken Fleck behält: «Gewerkschaften müssen links stehen – wenn sie nicht mehr links stehen, dann sind es keine richtigen Gewerkschaften mehr. Sie müssen sich für ihre Mitglieder einsetzen, sie gut betreuen und in der GAV-Politik weiter kommen.» Es könne nicht darum gehen, irgendwelche Pfründen zu sichern. Die UNIA müsse vielmehr gesamtgesellschaftliche Veränderungen anstreben mit dem Ziel, das soziale Netz auszubauen und die Wirtschaft zu demokratisieren. Ueli bringt die Herausforderung, die sich dabei stellt, so auf den Punkt: «Wir müssen für die einfachen Dinge da sein. Wenn wir zu viel wollen, kommen unsere Leute nicht mehr mit. Wir müssen aufpassen, dass die UNIA nicht eine Dimension bekommt, welche die Leute nicht mehr verstehen.»

Am Vortag eines unserer Gespräche war Ueli nachts um halb zwei aufgestanden, um einen Bericht zu schreiben. Beim Morgenessen sagte er zu Esther, sie könnten nun die Segel hissen und alle Kanonen ausfahren, er sei wieder in Kampfstimmung. Worauf sie fragte, was er denn eigentlich machen werde, wenn er nach seiner Pensionierung nicht mehr in den Kampf ziehen könne. Ueli macht sich darüber keine Sorgen. Im Grunde, so sagt er, sei er ein ganz friedlicher Mensch, ja, fast menschenscheu. «Das glauben mir zwar die wenigsten, aber es ist so.» Ausserdem sei es einfach an der Zeit aufzuhören. Er werde viel lesen und reisen, kündigt er an. Als Gewerkschaftssekretär ist er nicht weit in der Welt herumgekommen: Einmal mit einer GBI-Delegation nach Hannover, Weimar und Erfurt, einmal mit der Sektion nach Paris. Sonst nichts. Und Ueli wird selbstverständlich ein politisch denkender Mensch bleiben: «Es wäre gut, wenn es eine neue linke Partei links von der SP gäbe, die im ganzen Land funktioniert. Auch im Rentnerbereich wären ein paar militante Sachen fällig.»

Esther geht zusammen mit Ueli in Pension. Ueli habe sich gut auf den Abschied aus dem Berufsleben vorbereitet, glaubt sie, er werde seine Arbeit gut loslassen können. Inzwischen haben sie drei Grosskinder, um die sie sich kümmern werden. Auch sie selber wird ihre langjährige Gewerkschaftstätigkeit aufgeben – und damit neben vielen unbezahlten Überstunden auch ein «Privileg», wie sie meint. «Man kann die eigene Meinung sagen und weiss dabei erst noch, für wen man das macht.»

Hinter jedem starken Mann steht eine starke Frau, lautet ein Bonmot. Ueli Stoffer sieht sich als lebendiger Beweis dafür: «Das ist richtig! Ich wäre nicht das, was ich bin, wenn ich nicht Esther hätte. Im Grunde genommen hätte Esther das machen können, was ich gemacht habe. Es ist ungerecht, aber wir hatten nicht beide die gleichen Möglichkeiten, uns zu entfalten. Zusammengehalten hat uns das, was man vielleicht Liebe nennt.» | \*Mitarbeit RALPH HUG



«*Schiefgehen wird das ganze nicht.*» | Ueli Stoffers nachdenklicher Blick in die Zukunft.